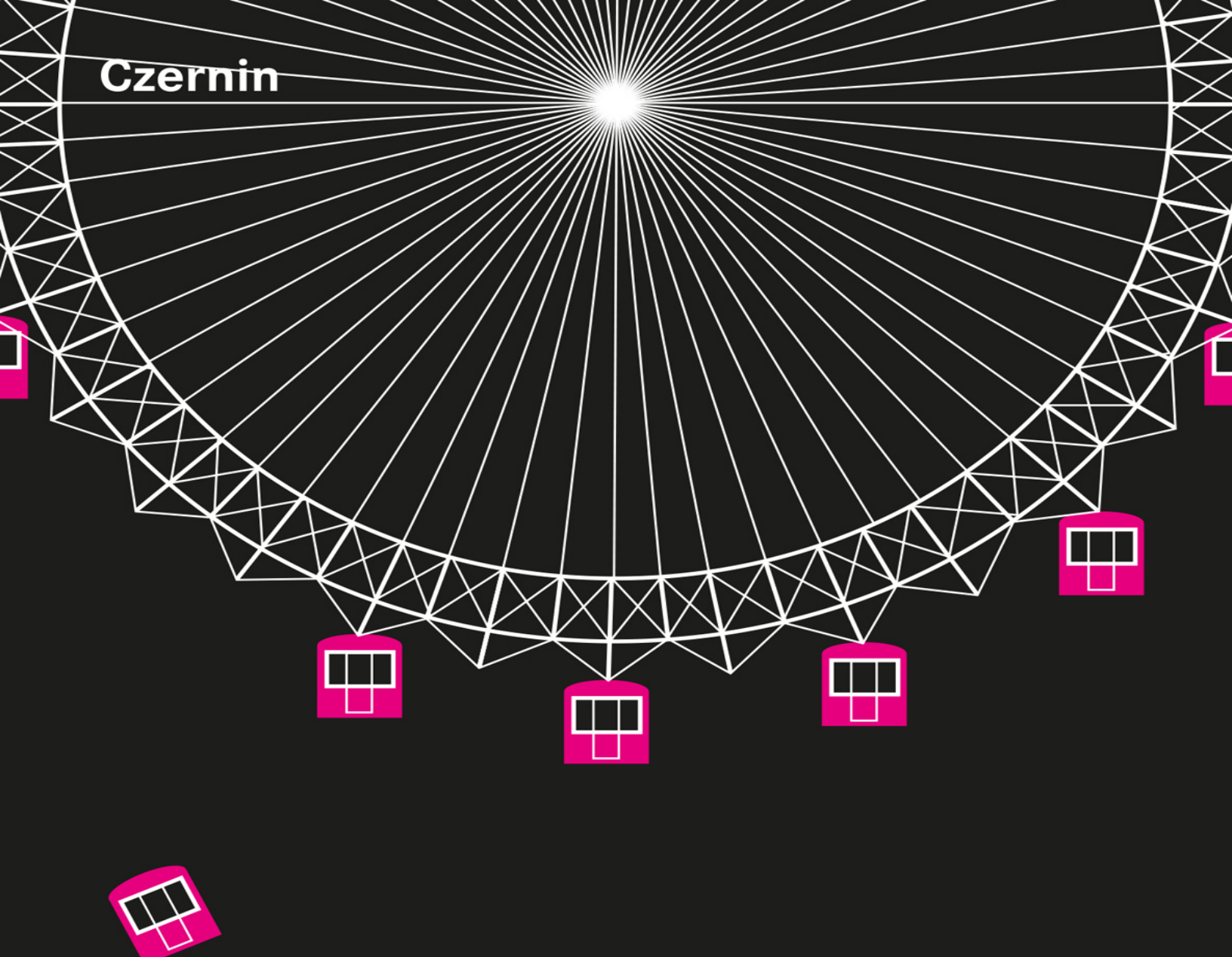




Czernin

Christopher Wurmdobler

Ausrasten

Erzählungen

CHRISTOPHER WURMDOBLER

AUSRASTEN

Erzählungen



Christopher Wurmdobler

AUSRASTEN

Erzählungen

Czernin Verlag, Wien

Gedruckt mit Unterstützung der Stadt Wien, Kultur

Wurmdobler, Christopher: Ausrasten / Christopher Wurmdobler
Wien: Czernin Verlag 2021
ISBN: 978-3-7076-0736-9

© 2021 Czernin Verlags GmbH, Wien
Lektorat: Alice Huth
Satz, Umschlaggestaltung: Mirjam Riepl
Autorenfoto: Julia Fuchs
Druck: GGP Media GmbH
ISBN Print: 978-3-7076-0736-9
ISBN E-Book: 978-3-7076-0737-6

Alle Rechte vorbehalten, auch das der auszugsweisen
Wiedergabe in Print- oder elektronischen Medien

*And, oh my God, look you have just discovered
the way that one thing can lead to another
Yeah, oh yeah, oh yeah
It can lead to another*

(PET SHOP BOYS)

Inhalt

Auf der Überholspur: Ein Showgirl
Leben für das Gute, Schöne: Zwei
Kunstliebhaberinnen
Weiße Vögel, rostige Häuser: Eine Tierfreundin
Der Abfall der anderen: Ein Geschäftsmann
Muttis Barbershop: Eine Familie
Vierzigplus: Ein Mann mittleren Alters
Endstation Neuwaldegg: Zwei Liebende
Home, smart home: Eine Saunarunde
Hätte, hätte Lichterkette: Ein Festtagsmuffel
Daddy Issues: Ein jugendlicher Liebhaber
Wolle Monika: Eine Femme fatale
Angelo di Vienna: Eine Alleinreisende
Abends Fledermaus, tagsüber Sonnendeck: Eine
Salondame
Der letzte Vorhang: Eine Charaktercharge
Containerliebe: Ein Riese
Gib dem Arschaffen Zucker: Ein Schriftsteller, sein
Kritiker
Penisburger Hängung: Ein Bonvivant
Mama calling: Ein Naturbursche
Alles auf Anfang: Ein Fluggast

Auf der Überholspur

Ein Showgirl

»Ausnahmsweise ...«, leicht genervt verschwand der Flugbegleiter in seinem Flugbegleiterkämmerchen und kam mit zwei in Plastikfolie eingeschweißten Mini-Sandwiches zurück. Wahrscheinlich waren es die Pausenbrote, die den Beschäftigten von der Airline zur Verfügung gestellt wurden. Jedenfalls war für die Fluggäste ganz bestimmt kein Sandwich vorgesehen. Nicht auf der Kurzstrecke und nicht bei dieser Fluggesellschaft. Auf Kurzstrecken bestand die Auswahl lediglich aus »süß« oder »salzig«. »Beides«, war Evis Antwort gewesen, als der niedliche Steward vorhin gefragt hatte, und sie hatte dazu noch zwei Sandwiches bestellt. Nun verschwanden eine Schokowaffel, ein Tütchen mit Knabbergebäck und eben die zwei Ausnahmsweise-Sandwiches, die traurigen Pausenbrote des Stewards, in ihrer Handtasche mit dem Animal-Print-Muster; man nimmt, was man bekommt. Ihr war nie etwas geschenkt worden, Evi hatte sich alles hart erarbeitet.

Reihe 28. Warum saß sie eigentlich so weit hinten? Vorne in der Business waren sicher noch Plätze frei. Sie hätte beim Einsteigen doch fragen sollen. Aber einen auf alt und gebrechlich zu machen, kam ihr auch mit Mitte Siebzig nicht in den Sinn. Gut, sie hätte die Promi-Karte spielen können. Evi ärgerte sich, dass sie es nicht getan hatte. Sie

hätte sich auch einfach in die Business setzen können. Definitiv gehörte sie auf die andere Seite des grauen Vorhangs da vorne, den die Kabinenchefin kurz nach dem Start feierlich zugezogen hatte, damit in der Economy-Class niemand sah, dass bei Reich und Schön ausgelassen gefeiert wurde, morgens halb zehn über Deutschland. In den ersten zwei Reihen gab es sicherlich Häppchen vom Feinsten und Sprudel, wie es sich gehörte.

Der Flug von Frankfurt nach Wien würde zum Glück eh nur eine Stunde dauern. Der Flug würde nur eine Stunde dauern und die beiden Stewardessen, die für die Getränke zuständig waren, ließen sich unendlich viel Zeit. Evi war kurz davor, die Nerven zu verlieren. Hoffentlich würde sie hier hinten überhaupt noch rechtzeitig etwas zu trinken bekommen. Sie wollte nicht verdursten. Ein Getränk stand ihr zu, das hatte sie bezahlt. Oder diejenigen, die ihren Flug bezahlt hatten.

»Damen und Herren, wir haben bereits mit unserem Sinkflug begonnen.« Evi hörte die genuschelte Durchsage des Piloten und wurde ungeduldig. War ja klar. Sinkflug, Stinkflug. Die Stewardess, die sie gnädigerweise trotz der unmittelbar bevorstehenden Landung fragte, ob sie etwas trinken wollte, war allerdings weniger entgegenkommend als ihr Süß-oder-salzig-Kollege zuvor. Obwohl es noch vor Mittag war, wollte Evi jetzt eine Bloody Mary. Daytime-Drinking, das war Las Vegas in den Sechzigern, das war große weite Welt, das war über den Wolken muss die Freiheit wohl grenzenlos sein, inklusive Tomatensaft mit Wodka. Dream on, kleine Evi.

»Wir haben gar keine Spirituosen an Bord«, log die Stewardess achselzuckend. Evi, die früher immer vorne gesessen war, wusste, dass es dort sehr wohl auch harte Getränke gab. Na gut, dann eben Tomatensaft pur. Evi

machte einen Schmollmund und nahm den Plastikbecher mit dem roten Gesöff entgegen. »Das ist für Sie«, sagte sie betont gönnerhaft und drückte der überraschten Stewardess ein Autogramm in die Hand, als wäre es ein 100-Euro-Schein. Die ließ unauffällig das bunt bedruckte Stück Papier, das eine etwas jüngere Evi mit einem Cocker Spaniel zeigte, unten in ihrem Rollcontainer verschwinden.

Die kleine, etwas untersetzte Frau mit den Animal-Print-Klamotten und dem Animal-Print-Hütchen auf den schreibblond gefärbten Locken, die Frau mit viel zu viel Schminke im Gesicht, diese Frau, die offenbar nicht wusste, dass es in der Holzklasse ganz sicher keine Drinks, wer war die überhaupt, und für wen hielt die sich?

Evi ließ die Beine baumeln. Sie musste zu einem lächerlichen Fanclub-Treffen, vielleicht war es auch ein Interview, keine Ahnung, sie hatte vergessen, was ihr »Manager« da wieder ausgemacht hatte.

Gleich beim Start hatte sich Evi hinter der Bild-Zeitung versteckt, die sie vom Zeitungsständer in der Business-Class mitgenommen hatte – zusammen mit der Bunten, der Gala und einem Wirtschaftsmagazin, das ihr versehentlich in die Hände gefallen war. Aufgeschlagen war die Bild fast genauso groß wie sie im Sitzen. Evi las die Zeitung nicht, weil schon lange nichts mehr über sie drinstand. Die Bild war bloß eine Art Schutzschild, damit man sie nicht sah. Eine papierne Wand zwischen ihr und dem amerikanischen Touristenpaar, das auf den Plätzen neben ihr hockte. Aber die Amerikaner ignorierten sie ohnehin. Evi brauchte weder Wand noch Schutzschild, sie war schon vor einiger Zeit unsichtbar geworden. Jedenfalls wurde sie nicht mehr so häufig erkannt wie damals, als sie noch mit den drei Sisters und den vier Kötern auftrat.

Sie machten Schlager, Unterhaltungsmusik, Humptata und Tötärä, und glücklicherweise mochten es die Leute. Die vier Schwestern mit ihren vier aprikosenfarbenen Cocker Spaniels waren Publikumsliebblinge. Vielleicht, weil sie genauso waren, wie das Publikum selbst. So dauergewellt normal. Wenn es darauf ankam, war Evi noch immer eine Stimmungskanone – darum hatte man sie ja vor ein paar Jahren auch ins Dschungelcamp geholt, zum perfekten Promi-Dinner sowieso und in unzählige Fernsehshows. Aber jetzt sah man sie einfach nicht mehr.

Unsichtbar zu sein hatte allerdings auch Vorteile. Schon bei der Sicherheitskontrolle heute Früh in Frankfurt hatte sie sich nicht an den irrsinnig komplizierten Warteschlangenweg gehalten, der mit Absperrbändern vorgegeben war. Hunderte Reisende warteten artig. Sie war einfach quer zum trägen Menschenstrom unter den Bändern durchgeschlüpft und zum Kontrollpunkt gelangt. Dazu musste sie nur ein bisschen in die Knie gehen. Die Wartenden waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um Evis freches Vordrängeln überhaupt zu bemerken. Und wenn sie es bemerkten, waren sie zu müde, um sich aufzuregen.

Still und leise machte Evi sich ihre eigene Priority Lane. Okay, die drei Fläschchen Underberg wurden beim Sicherheitscheck entdeckt. Erst wollte sie die Magenbitter gleich vor den Augen des jungen Securitychecktypen exen, der sie erwischt hatte. Nachdem ein Flirtversuch aussichtslos schien – you are not in Vegas anymore – hatte sie die Fläschchen schließlich doch ungeöffnet in einen Abfalleimer geworfen. Lächelnd hatte sie dem Mann ihre Autogrammkarte überreicht. Der sah sie irritiert an. Auch später beim Boarding, als die Fluggäste mit Senator-Status, Kindern oder besonderen Bedürfnissen aufgerufen wurden,

war sie einfach vor zum Schalter gegangen, hatte der Bodenpersonaltante ihren Boardingpass und eine Autogrammkarte hingehalten und sogar als Erste das Flugzeug betreten, um möglichst schnell Sitz Nummer 28A zu erreichen. Sie war eine bildzeitungsgröße Frau und hatte auch besondere Bedürfnisse.

Evi nippte an ihrem Tomatensaft, etwas, das sie sonst nie trank und das ihr überhaupt nicht schmeckte. Aber im Flugzeug Tomatensaft zu bestellen – noch besser natürlich mit einem Schuss Wodka – empfand sie wie die meisten Reisenden ihrer Generation als das Nonplusultra mondänen Jetsets. Warum musste sie heute nochmal nach Wien? Ach ja, jetzt fiel es ihr wieder ein: Sie war eingeladen, in einer Show aufzutreten, die ein Mit-Prominenter aus dem Dschungelcamp im Extrazimmer eines Wiener Hotels veranstaltete. Keine Fernsehshow, keine Kameras, nur wenig Publikum. Das Fernsehen wollte sie schon länger nicht mehr sehen. Was auf Gegenseitigkeit beruhte. Aber sie war und blieb ein altes Showpferd. Hatte sie genug Autogrammkarten dabei?

Wien wartete auf sie.

Die Chefstewardess gab über die Lautsprecher Kommandos: wieder anschnallen, Tischchen hochklappen, Fensterrollos öffnen, offenbar begann wirklich bereits der Sinkflug. Rasch stürzte Evi den restlichen Tomatensaft runter, erwog kurz, den leeren Becher ebenfalls in ihrer Animalprinttasche zu verstauen (vielleicht konnte sie den ja noch brauchen), gab ihn dann aber doch einer der Flugbegleiterinnen, die noch hektisch den Müll einsammelten.

Nach der Landung, man hatte längst offiziell »Servus und Auf Wiedersehen« gewünscht und einen schönen Tag in Wien oder eine sichere Weiterreise, dauerte es noch eine

halbe Ewigkeit, bis Evi die Maschine endlich verlassen konnte. Wer zuerst einsteigt, steigt als Letzte aus, hatten ihre Schwestern immer gesagt. Wie recht sie hatten: Ursi, Grit und Hildegard waren vor Jahren gestorben. Als letztes Viertel vom Quartett war sie übrig geblieben, sie sang die alten Lieder, tanzte die alten Tanzschritte, warf ihre Beine – alleine.

Als sie das Flughafengebäude betrat, war Evi froh, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Beziehungsweise unter den Keilabsätzen ihrer goldenen Schuhe. Sie kannte sich nicht aus, wo musste sie jetzt hin, wo ging es nach Wien? Schließlich entdeckte sie ein paar Leute, die mit ihr im Flieger nach Wien gewesen waren. Obwohl sie Mühe mit dem Tempo hatte, rannte sie ihnen hinterher. Evi versuchte sogar, die Leute zu überholen, um als Erste ans Ziel zu gelangen. Sie überholte Warteschlangen, schlüpfte durch Absperrungen, zeigte ihre alte Autogrammkarte her wie einen Diplomatenpass und zwanzig Minuten später saß Evi an Bord der Mittagsmaschine nach Moskau; diesmal sogar auf der richtigen Seite des grauen Vorhangs in der Business Class.

In ihrem Eifer war sie in den Transferbereich gelangt, ohne es zu merken.

»Möchten Sie einen Drink?«, fragte ein niedlicher Steward und lächelte falsch.

»Ausnahmsweise«, sagte Evi und schloss die Augen.

(...)

Leben für das Gute, Schöne

Zwei Kunstliebhaberinnen

»Ich wüsste zum Beispiel nicht, wo ich einen Aschenbecher kaufen könnte.« Typisch Susanne, immer musste sie sich so inszenieren. Ute beobachtete ihre Freundin, wie sie gierig einen letzten Zug von ihrer Zigarette nahm, die große Glastüre aufstieß und ohne zu schauen, ob da vielleicht jemand war, die Kippe auf den Gehsteig vor der Galerie schnippte. Dort warteten ja eh schon eine Menge Tschickstummel darauf, weggekehrt zu werden. Die Perle würde das später machen; man müsste es ihr nur rechtzeitig sagen. Wie das roch! Ute schnappte sich eine Kunst-Illustrierte, die auf einem Plexiglastisch lag, sprang zur Tür und versuchte, mit dem Heft Frischluft in den Raum zu fächerln. Wobei sie vor Susannes Kopf herumwedelte, sodass deren zu einem Turm frisiertes feuerrotes Haar bebte.

Susanne schien ihr Gefuchtel kaum zu stören. »Weißt du, Liebes, ich bin schon sehr, sehr weltfremd. Wo würdest du einen Aschenbecher kaufen?«

Ute stand in der Türe, wedelte und blockierte dabei offenbar einen Bewegungsmelder, was im hinteren Teil der Galerie ein penetrantes Klingeln verursachte. »Keine

Ahnung, wir rauchen ja nicht. Ich glaube, wir haben daheim überhaupt keinen Aschenbecher.«

»Siehst du! Und jetzt komm wieder rein, es wird ja kalt.« Regelmäßig besuchte Ute ihre Freundin in der Galerie; auch wenn es wie heute gerade keine Ausstellung zu besichtigen gab. Susanne hatte sie beim Studium kennengelernt. Kunstgeschichte. Obwohl sie unterschiedliche Laufbahnen eingeschlagen hatten, war es Ute gelungen, sie nie aus den Augen zu verlieren. Sie selbst war an der Uni geblieben, beschäftigte sich mit Gegenwartskunst, interessierte sich mit großer Leidenschaft für aktuelle Strömungen. Susanne interessierte vor allem der Kunstmarkt und vor allem jene, die in Kunst investierten. Ute gefiel das mondäne Leben ihrer Freundin als mächtigste Galeristin von Wien, und sie wusste, dass Susanne von ihrem wissenschaftlichen Know-how profitierte. Sie blieben Freundinnen; vielleicht, weil sie sich gegenseitig nichts vormachen mussten.

In Utes Gegenwart konnte Susanne so sein wie damals an der Uni, brauchte keine Rolle spielen. Allerdings hatte Ute feststellen müssen, dass sich mit den Jahren ein klitzekleines Ungleichgewicht eingeschlichen hatte zwischen ihnen beiden. Susanne war schon immer die Stärkere gewesen, aber inzwischen ließ sie es Ute auch spüren. Je erfolgreicher sie mit ihrer Galerie wurde, je mehr Einfluss sie im internationalen Kunstgeschäft gewann, umso ärger benahm sie sich Menschen gegenüber, die in ihren Augen eine Stufe tiefer standen. Für Susanne musste es einen Abstieg bedeutet haben, als Ute geheiratet und Kinder bekommen hatte. Sie selbst war ja mir ihrer Galerie verheiratet – und mit einem jungen Künstler, aber das hatte vor allem steuerliche Gründe. Denn der Herr war ausgesprochen hübsch und auch ausgesprochen schwul. Und selbstverständlich profitierte er von Susannes

Netzwerk, ihre Beziehung war ein einziges Gegengeschäft. Und manchmal hatte Ute den Eindruck, dass Susanne mittlerweile auch sie eher als Geschäftspartnerin sah denn als Freundin.

»Die Kunst ist ein knallharter Markt«, pflegte die Galeristin zu sagen, und Ute half ihr mit ihrer Expertise auch noch bei der Wertsteigerung. Dafür wurde sie manchmal zu glanzvollen Abendessen eingeladen, zu Vernissagen mit schillernden Gästen. Wenn jemand kurzfristig abgesagt hatte, sprang sie spontan ein. Regelmäßig bekam sie von Susanne eine kleine Radierung oder eine Bleistiftzeichnung zugesteckt. »Für deine Rente«, sagte die Freundin in solchen Fällen zu ihr, vielleicht eine Spur gönnerhaft. Für Ute war das Lohn genug.

Sie war Adorantin, konnte ehrfürchtig vor noch so spröden Kunstinstallationen verweilen und staunen. Susanne hingegen redete schlecht über alle: Kunstschafter, andere Galeristinnen und Galeristen sowieso. Waren sie beide gemeinsam bei der Konkurrenz oder in Ausstellungen unterwegs, konnte sie sich über bestimmte Arbeiten minutenlang aufs Derbste auskotzen, sodass Ute schon besorgt umherblickte, ob eh niemand zuhörte. Auch ihre eigenen Künstlerinnen und Künstler blieben von Susannes Urteil nicht verschont, und Ute hatte seit einiger Zeit das Gefühl, dass auch sie möglicherweise Ziel von Susannes galligem Spott war – in ihrer Abwesenheit.

»Perle«, rief Susanne nun in den hinteren Teil der Galerie, »mach uns doch zwei Gläschen.« Und Perle war schon unterwegs zum Kühlschrank. Wenig später brachte ihnen Perle – eine junge Frau, die bei Ute an der Fakultät studierte, sie hatte sie Susanne vermittelt, um in der

Galerie ein paar Tage in der Woche auszuhelfen – zwei Gläser Champagner, den sie lässig Veuve Clic nannten.

Gerade hatten sie einander zugeprostet, da ertönte wieder das penetrante Klingeln, das Besuch ankündigte. In der Türe stand ein etwa vierzigjähriger Mann, Jeans, Lederjacke, eine rote Wollmütze tief ins bärtige Gesicht gezogen. Sogar Ute erkannte, dass das kein potenzieller Kunde war. »Sie wünschen?«, fragte Susanne und ihre Stimme klang schnippisch.

»Ich, äh, ich interessiere mich für die aktuelle Ausstellung.«

»Es ist leider gerade keine«, hob Ute eilfertig an, um sofort von Susanne unterbrochen zu werden.

»Gerne, sehen Sie sich nur um, junger Mann«, sagte die Galeristin und lächelte ihr aufgesetztes Galeristinnenlächeln. »Melden Sie sich einfach, wenn Sie Fragen haben.«

Utes Blick verfolgte den Mann, der leicht verunsichert durch die Ausstellungsräumlichkeiten schlich. Noch verunsicherter war allerdings Ute selbst. Denn schließlich gab es in der Galerie gerade wirklich nichts zu sehen. Es war der Zeitpunkt zwischen Finissage und Vernissage, die Wände waren weiß – und kunstlos, es wurde geputzt. Ute mochte dieses Zwischenstadium, die leere White Box, die bald wieder mit aufregenden Positionen befüllt wurde. Den Besucher mit der roten Mütze schien es nicht zu stören, dass hier offensichtlich gerade keine Kunstaussstellung stattfand. Aufmerksam betrachtete er den Staubsauger, den die Perle hatte stehen lassen. Er verweilte vor einem Kübel mit Spachtelmasse, den der Maler später abholen wollte, und machte sich vor dem schwarz lackierten Heizkörper sogar Notizen in ein Büchlein. Ute sah ihre